

HEYNE <

ÜBER DIE AUTORIN

Dr. Diana Nasher, geboren 1953, wächst in Kundus auf. Sie studiert in Prag Medizin und lässt sich später als Ärztin in Deutschland nieder. Diana Nasher hat zwei Kinder und lebt heute an der hessischen Bergstraße.

DIANA NASHER

Töchterland

Die Geschichte meiner deutsch-afghanischen Familie

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Taschenbuchausgabe 02/2013
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Ulrike Nikel
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Umschlagfoto: © privat
Karte im Innenteil: GeoKarta, Altensteig-Wart
Satz: Leingärtner, Nabburg
Litho: Helio, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-453-64534-9

www.heyne.de

Inhalt

Rückkehr in die Vergangenheit	9
1 ELISABETH	
<i>Der Traum vom Morgenland</i>	15
Ein Mädchen vom Rhein	17
Das Verlobungsintermezzo	23
Jahre des Wartens	28
Flitterwochen vor der Hochzeit	35
Schatten über dem Paradies	40
Ankunft in der Wirklichkeit	49
Ein Geschenk des Himmels	58
Unter Arrest	66
Vom Regen in die Traufe	78
Berliner Kriegsalltag	84
Charly und das Lager	91
Das Ende einer Liebe	99

2 MARIAM

<i>Zwischen Orient und Okzident</i>	109
Afghanische Hochzeit	111
Karawanenführer und Khans	119
Der Herrscher von Kunduz	128
Ein schwieriger Anfang	134
Elisabeth und ihr neues Glück	150
Frischer Wind am Hindukusch	162
Vater, Kinder und zwei Mütter	169
Frühlingsträume in der Steppe	176
Schulalltag in Afghanistan	182
Hoher Besuch	189
Ferientage in Paghman	196

3 DIANA

<i>Eine versinkende Welt</i>	203
Unterwegs mit Elisabeth	205
Koranschule und Christkind	216
Im Bann von Kino und Rock'n'Roll	222
Als Studentin in Prag	231
Der Sommer des Putsches	238

Isolationshaft und Schauprozess	246
Der Anfang vom Ende	253
Ein schwerer Neubeginn	264
Sehnsucht nach Afghanistan	273
Epilog: Hier und heute	289
Dank	295
Historische Zeittafel	296
Familienchronik	301
Karte	303
Bildnachweis	304

*Meiner lieben Mutter Mariam gewidmet,
der ich so viel zu verdanken habe.*

Rückkehr in die Vergangenheit

Ich war wieder in Kabul, im Juni 2003. Zum ersten Mal nach mehr als zwanzig Jahren – seit meine Familie Afghanistan verlassen musste.

Während des Fluges hatten mich die Bilder und Berichte aus Afghanistan verfolgt, die nun schon seit Jahren fester Bestandteil jeder Nachrichtensendung waren. Was würde mich erwarten? Ich machte mir keine Illusionen, noch viel Vertrautes vorzufinden und die Orte und Plätze wiederzuerkennen, an die ich in meinen Träumen so oft zurückkehre, an die Erinnerungen anknüpfen zu können, die mich wie ein unlösbares Band mit Afghanistan verbinden.

Schon beim Anflug auf Kabul waren die Spuren zu sehen, welche die Kampfhandlungen der vergangenen Jahre hinterlassen hatten. Kaum ein Gebäude schien intakt, viele Häuser hatten keine Dächer, überall ragten zerfallene Mauern in den Himmel, die Straßen waren von Bombenkratern übersät. Was war aus den schönen, breiten Boulevards geworden, auf denen früher fröhliche Menschen flanierten oder ihren Geschäften nachgingen? Das Kabul, das ich einst kannte, als Kind, als Studentin, schien ausgelöscht. Früher hatte die Stadt knapp eine halbe Million Einwohner, jetzt waren es drei oder vier Millionen, genau wusste es niemand. In der Hoffnung auf Hilfsgüter, auf Arbeit, auf irgendeine menschenwürdige Zukunft strömten täglich tausende Flüchtlinge in die Hauptstadt. Kabul war hoff-

nungslos überfüllt, überall zwischen den Ruinen lebten Menschen, behelfsmäßig, unter freiem Himmel, unter Planen oder selbst gebastelten Verschlagen, und auf den geborstenen Mauern liefen Kinder herum, so dass mir mehrmals der Atem stockte, weil ich fürchtete, jeden Augenblick könnte eines von ihnen zusammen mit ein paar lockeren Ziegelsteinen in die Tiefe stürzen. Sogar in den Trümmern unseres alten Hauses in Kabul hatten Menschen ihr Zelt aufgespannt und nebenan hatte jemand in ungelassenen Lettern »Fitnesscenter« an die Wand geschrieben. Dort konnte man nun zwischen zusammengestürzten Mauern boxen lernen.

Ich war nicht zuletzt deshalb hierhergekommen, weil ich hoffte, als Ärztin helfen zu können. Um mir einen Eindruck von der medizinischen Versorgung zu verschaffen, besuchte ich das alte Krankenhaus in Kabul, das ich noch von früher kannte und dessen gynäkologische Abteilung jetzt »Laura-Bush-Hospital« hieß. Trotz des großen Namens fehlte es hier an allem: an Betten, an Medikamenten, an medizinischen Geräten. Angesichts dieses katastrophalen Mangels nahmen sich meine Mitbringsel, die zahlreichen Medikamente, Blutdruckmesser und Stethoskope, geradezu erbärmlich aus. Und meine afghanischen Kollegen sahen Einsätze wie den meinen eher kritisch. Sie hielten wenig von europäischen Ärzten, die für ein paar Wochen oder auch Monate in ihr Land kamen, sie mit Unmengen von Medikamenten, gut gemeinten Tipps und Ratschlägen versorgten, nur um dann wieder in ihre komfortablen Krankenhäuser und Praxen im Westen zurückzukehren und sie mit allem Elend und allen Unzulänglichkeiten allein zurückzulassen. Doch so schnell ließ ich mich nicht entmutigen. Spontan beschloss ich, in unserem alten

Haus eine provisorische Praxis einzurichten. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und es dauerte nur wenige Stunden, bis sich einer nach dem anderen dort einfand. Ich untersuchte alle, behandelte, was ich behandeln konnte, verteilte Medikamente gegen Bluthochdruck, Magenbeschwerden und Fieber. Allerdings musste ich bald erkennen, dass ich auf verlorenem Posten kämpfte – gegen eine Übermacht aus Leiden, Krankheit und mangelnder Versorgung ebenso wie gegen die viel zu hohen Erwartungen, die die Menschen an mich und meine Arbeit hatten.

Auf dem Rückflug nach Frankfurt war ich noch immer wie benommen von den Eindrücken in einem Land, in dem die Menschen ums Überleben kämpften. Ich konnte meine Erlebnisse nicht einfach abschütteln wie einen bösen Traum, denn immerhin war es trotz allem mein Land – das Land, in dem ich verwurzelt bin. Und so versuchte ich, hoch über den Wolken und irgendwo zwischen den Kontinenten, eine Verbindung herzustellen zwischen dem Gestern und dem Heute, ließ meine Gedanken auf eine lange Reise gehen. Zurück in das verlorene Land meiner Kindheit, zurück in die Heimat, die auf einmal so wenig vertraut wirkte, zurück zu meiner Familie.

Ich wuchs auf in Kunduz, im Norden Afghanistans, damals eine aufstrebende, blühende Provinzstadt. Maßgeblich beteiligt an dem wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg der Stadt war zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Provinzgouverneur Sher Khan, mein Stiefgroßvater und seinerzeit einer der bedeutendsten Stammesführer. Energetisch leitete er die Modernisierung der ganzen Region

ein – ein Projekt, das mein Vater in den Fünfzigerjahren weiterführte.

In unserer Familie waren wir in zwei Kulturen zu Hause, denn meine Mutter war halb deutsch und mein Vater sehr aufgeschlossen gegenüber westlichen Gepflogenheiten. Seine modernen Ansichten und Interessen vertrugen sich weitgehend gut mit der traditionellen Lebensweise des Landes. Er war mit zwei Frauen verheiratet, und wir Kinder wuchsen inmitten einer großen Geschwisterschar mit zwei Müttern auf. Eine für mich damals ganz alltägliche Situation, zumal die beiden von der Herkunft so unterschiedlichen Frauen freundschaftlich miteinander umgingen.

Wenn ich heute an mein Leben in Afghanistan zurückdenke, so steigen Erinnerungen in mir auf, die nach Rosen und Pfirsichen duften, nach heißer Sommerluft und frisch gefallenem Schnee im Winter. Ich träume mich zurück unter einen Himmel, der am Tag dieses besondere Licht spiegelte, wie ich es sonst nirgendwo erlebte, und sich am Abend in ein unendlich weites Sternenmeer verwandelte. Und ich sehne mich zurück zu den Tagen, an denen wir zwischen hohen Gräsern und bunten Blüten in der Frühlingssteppe lagen, dem leisen Rauschen des Windes lauschten und eine Ruhe und einen vollkommenen Frieden empfanden, wie ich es später nie mehr erfahren sollte.

Es war eine privilegierte und sehr behütete Kindheit unter dem allmächtigen Schutz meines Vaters, der keinen Schatten in diesem Paradies duldete – und keinen Gedanken, dass es vielleicht nicht ewig so weitergehen würde.

Wer hätte ahnen können, dass meine Welt schon wenige Jahre später zusammenstürzen sollte wie ein Kartenhaus?

Doch um diese Geschichte zu erzählen, meine eigene und die einer Familie zwischen zwei Welten, muss ich weit zurückgehen und mit der Frau beginnen, die vor nicht ganz hundert Jahren gegen alle Widerstände den Stein ins Rollen brachte: meine deutsche Großmutter Elisabeth.

1

ELISABETH

Der Traum vom Morgenland

Ein Mädchen vom Rhein

Sie sah ihn bei einem Tennismatch, und es war um sie geschehen. Auf der Stelle wusste Elisabeth, dass ihr Traumprinz vor ihr stand. Groß gewachsen, schlank und elegant sah der Mann mit den tiefschwarzen Haaren aus, der aus dem sagenumwobenen Reich der Paschtunen stammte, wie man das Land am Hindukusch ursprünglich nannte – und ungleich faszinierender als die blassen Wormser Bürger söhne. Omar, so hieß der Tennispartner aus dem Orient, erinnerte sie überdies daran, dass sie schon immer von unbekanntem, exotischen Gegenden geträumt und sich als kleines Mädchen sogar eingebildet hatte, in einem früheren Leben in China gewesen zu sein. Sie habe immer ein Bild mit sich herumgetragen, erzählte sie später, von dem sie nicht zu sagen wusste, woher es kam. Ein üppig gründer Garten voll bunter Blumen, durch den sich ein Bächlein schlängelte, überspannt von einer zierlich geschwungenen roten Brücke. »Ich hatte stets die Gewissheit, dass es sich um eine Szene aus China handelte.« Ferne, geheimnisvolle Länder wurden zum Gegenstand ihrer Sehnsucht, aber immer nur Asien und der Orient – niemals etwa Amerika oder Afrika. Und nun tauchte dieser junge Mann auf, der all dies zu personifizieren schien.

Es waren nicht gerade typische Schwärmereien für eine höhere Tochter aus dem Großbürgertum. Elisabeths Vater, Hermann Wolff, entstammte einer angesehenen Wormser Familie. Seine Vorfahren waren Apotheker, Hotel- und

Brauereibesitzer gewesen, er selbst hatte nach einem Chemiestudium eine Lack- und Farbenfabrik gegründet, doch fehlte ihm der Sinn fürs Geschäftliche. Viel lieber verbrachte er seine Zeit am Flügel, um sich in schier endlosen Klaviersolos zu verlieren – vergleichbar seiner heranwachsenden Tochter, die sich in ihre orientalischen Wachträume wie in einen Kokon einspann.

Beides war vielleicht eine Flucht aus der allgegenwärtigen Tristesse, denn in Deutschland ging es nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg angesichts der hohen Reparationszahlungen ständig bergab. Arbeitslosigkeit, Inflation, soziales Elend und eine weltweite Wirtschaftskrise. Auch das bis dahin gut situierte Bürgertum blieb davon nicht verschont. Vater Wolff vermochte den gewohnten Lebensstandard, zu dem selbstverständlich Skiurlaube und Sommerfrische in noblen Orten wie Cortina d'Ampezzo, Garmisch oder Meran gehörten, nicht mehr aufrechtzuerhalten. Das gesamte Vermögen war längst dahingeschmolzen, ausgehöhlt durch Misswirtschaft und Inflation. Geblieben war nichts als eine repräsentative Fassade, doch über Geld gesprochen wurde bei den Wolffs erst, als keines mehr da war.

Elisabeth hatte nicht immer in Worms gelebt, denn die Eltern ließen sich schon bald nach ihrer Geburt im Jahr 1906 scheiden, und so verbrachte sie die ersten Lebensjahre mit ihrer Mutter in Hamburg, wo die Großeltern hochherrschaftlich in einer schönen Villa residierten. Ein hellblau ausgeschlagenes Kinderbett mit weißem Tüllhimmel zählte zu ihren frühesten Erinnerungen. Sie wurde überwiegend von den Großeltern aufgezogen, weil ihre Mutter ständig unterwegs war. Sie begleitete ihren neuen Ehemann, einen Direktor der Hamburg-Amerikanischen-

Packetfahrt-Actiengesellschaft (HAPAG-Reederei), auf seinen ausgedehnten Reisen in alle Welt. Wer weiß, vielleicht wurde auch dadurch die Sehnsucht der kleinen Elisabeth nach fernen Ländern geweckt.

Als meine Großmutter 1917 in Worms ihren Vater besuchte, der sich jahrelang gegen die Scheidung von seiner Frau gesträubt hatte, weigerte sie sich, nach Hamburg zurückzukehren. Anders als die Mutter kümmerte sich Hermann Wolff rührend um seine kleine Tochter, und Elisabeth war glücklich, in Worms in der Villa mit den Louis-Seize-Möbeln bleiben zu dürfen, wo niemand mit ihr schimpfte, wenn sie mit ihren neuen Rollschuhen über das reich verzierte Parkett stürmte. Gemäß seinen eigenen musikalischen Neigungen schickte Hermann Wolff die musisch begabte Tochter an das Mannheimer Konservatorium, damit sie dort Klavierunterricht nahm.

Prägend für ihr weiteres Leben mag in diesem Zusammenhang der Besuch eines Singspiels von Franz Lehár mit dem Titel *Die gelbe Jacke* gewesen sein, das 1923 erstmals aufgeführt wurde und später als *Land des Lächelns* Weltruhm erlangte.

Die Handlung wirkte wie eine Regieanweisung für ihr eigenes Leben: In dem Stück verliebt sich die verwöhnte Tochter eines Grafen in einen chinesischen Prinzen, von dessen exotischer Aura und edlem Benehmen das junge Mädchen fasziniert ist. So sehr, dass sie ihm in seine Heimat folgt. Ein spannender Lebensentwurf für Elisabeth, der ihr sicher im Kopf herumspukte, als zwei Jahre später der junge Afghane vor ihr stand. Dass sich die Charaktere von Lehárs Liebenden und die kulturellen Bindungen als unvereinbar erwiesen, nahm sie zwar zur Kenntnis, doch es blieb ohne Einfluss auf ihre exotischen Träumereien.

Meine Großmutter war seit jeher eine sehr mutige, willensstarke Frau. Sie hatte nicht nur die Spanische Grippe überstanden, die zwischen 1918 und 1920 weltweit zig Millionen Menschen das Leben kostete, sondern zeigte sich immer dann entschlossen, wenn es darum ging, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen oder ihm etwas abzutrotzen. Nicht nur was Liebe betraf. Als sie in ganzer Tragweite erkannte, wie es tatsächlich um die wirtschaftliche Situation der Familie bestellt war, meldete sie sich kurz entschlossen bei einer Handelsschule an und besuchte nebenbei Kurse für Nähen und Kinderkrankenpflege, um zur Not auf eigenen Füßen stehen zu können. Einen richtigen Beruf erlernte sie allerdings nicht. Vermutlich war ihr Vater der altmodischen Meinung, das sei nichts für Töchter aus gutem Hause. Diese lernten sich zu benehmen, verstanden zu repräsentieren und spielten Klavier. Und irgendwo würde sich schon ein junger Mann aus den entsprechenden Kreisen finden. Vielleicht sogar beim Tennis, seinerzeit noch ein sehr exklusiver Zirkel, der sich ebenfalls als Gelegenheit zur Eheanbahnung empfahl. Dass sie ausgerechnet dort ihr Herz an einen jungen Mann aus dem fernen Afghanistan verlor, das war für den Vater nicht vorhersehbar. An den einzigen Ausländer überhaupt im noblen Wormser Tennisclub.

Nein, Vater Wolff hoffte auf einen grundsoliden Kaufmann oder Naturwissenschaftler, der ihm helfen konnte, seine marode Firma wieder flottzumachen. Was sollte er da mit einem Orientalen? Zumindest war er vorurteilsfrei genug, den neuen Tennispartner, der seine Tochter nach den recht dilettantischen Matches nach Hause begleitete, dann und wann in seinen Salon zu bitten. Er zeigte sich sogar sehr angetan von dessen angenehmer Art, der offenkundigen Bil-

dung und Gewandtheit des jungen Gastes, der überdies mit seiner Sprachbegabung brillierte und sich als ein begnadeter Geschichtenerzähler erwies. Ganz in der morgenländischen Tradition, mag Hermann Wolff gedacht haben, und zweifellos imponierte ihm der Afghane. Hinzu kam, dass sie gewissermaßen vom gleichen Fach waren, denn Omar studierte in Berlin Chemie – genauer Gerbereichemie, die in seiner Heimat als aussichtsreiche Branche galt – und absolvierte gerade in einer Wormser Lederfabrik ein Praktikum.

Mehr als diesen gesellschaftlich-geselligen Kontakt dürfte Elisabeths Vater jedoch nie in Betracht gezogen haben, und vermutlich tat selbst meine Großmutter das zu diesem frühen Zeitpunkt noch nicht, Träume hin, Träume her. Selbst wenn sie an seinen Lippen hing und ihn anhimmelte – noch war sie zu jung, um daraus Konsequenzen zu ziehen. Trotzdem nährte Omars Auftauchen in ihr die Sehnsucht, der bürgerlichen Enge der kleinen, beschaulichen Stadt am Rhein zu entfliehen.

Und Omar? Auch für ihn dürfte es eine völlig neue Welt gewesen sein, die sich ihm da eröffnete. Stammte er doch aus einem Land, in dem sich Frauen außerhalb der eigenen vier Wände nur verschleiert zeigen durften und Kontakte zwischen nicht miteinander verwandten Männern und Frauen so gut wie nie stattfanden. Und jetzt ein großes blondes Mädchen in einem kurzen weißen Tenniskleid! Dennoch hätte er nie unschickliche Annäherungen gewagt, wie er sie bei deutschen Männern beobachtete. Für ihn stand vermutlich, ähnlich wie bei meiner Großmutter, nie außer Frage, dass eine solche Beziehung in eine Ehe münden oder aber im Nichts verlaufen würde.

Das war der Stand der Dinge, als Mohammed Omar nach Abschluss seines Studiums widerwillig seine Sachen

packte, um ins heimische Herat im westlichen Afghanistan zurückzukehren, wo er sich mit seinem in Deutschland erworbenen Fachwissen eine Existenz aufbauen wollte. Ob sich die beiden beim Abschied bereits Versprechen für eine gemeinsame Zukunft gaben? Ich weiß es nicht. Jedenfalls entspann sich in der Folgezeit ein reger Briefwechsel, der – sehr zum Missfallen der Eltern – nicht einschloß, sondern sich mit den Jahren immer intensiver gestaltete. Elisabeth war nicht gewillt, sich in ihre Herzensangelegenheiten hineinreden zu lassen, von niemandem. Sie schrieb seitenlange Briefe und erhielt ebensolche zurück. Meist überkreuzten sich die Briefe, denn keiner von beiden wollte monatelang auf eine Antwort warten. So befanden sich stets ein paar Briefe der beiden gleichzeitig auf dem Weg zwischen dem Orient und Europa. Mit den Jahren bildeten diese eine Art unsichtbare Brücke zwischen den Kontinenten, auf der die Gedanken und Gefühle von Elisabeth und Omar so oft hin und herreisten, bis zwischen den zwei Menschen etwas entstand, das ihre Herzen Liebe zu nennen wagten. Eine romantische Liebe allerdings, die zunächst nur aus Träumen und sehnsuchtsvollen Briefen bestand.

Das Verlobungsintermezzo

Natürlich war die ganze Familie dagegen – in dieser Hinsicht legten sogar Elisabeths ansonsten zerstrittene Eltern Eintracht an den Tag. »Mein Vater, meine Mutter, ja, meine ganze Familie war strikt dagegen, dass ich diesen Kontakt zu Omar weiterverfolgte«, berichtete meine Großmutter als Neunzigjährige anlässlich eines Radiointerviews, in dem ihr bewegtes Leben porträtiert werden sollte. »Mein Vater wollte einen Mann fürs Geschäft und keinen Unbekannten aus Afghanistan. Mir war klar, was von mir gefordert wurde, aber ich ließ mir nichts sagen. Ich wusste genau, was ich wollte, und ich entschied mich für die Stimme meines Herzens.« Wenn man sich die Tonbandaufzeichnung anhört, merkt man ihrer Stimme an, dass sie bei diesen Worten zufrieden lächelte.

Beinahe allerdings hätte die Familie doch erreicht, was sie wollte, denn nach drei Jahren der Trennung begann der Briefwechsel zu erlahmen, verlor an Intensität und Begeisterung. Meine Großmutter, nunmehr eine erwachsene junge Frau von zweiundzwanzig Jahren, empfand diese Liebe auf Papier zunehmend als wenig erfüllend. Erste Zweifel beschlichen sie, ob es sich lohne, all ihre Gefühle und Wünsche auf jemanden zu projizieren, der ihr bisweilen so weit entfernt schien wie der sprichwörtliche Mann im Mond. Mit der Zeit wurden die Briefe seltener.

Elisabeth grübelte immer öfter darüber nach, ob ihre afghanischen Träume überhaupt noch eine Chance hatten.

Und je mehr sie das verneinte, desto stärker öffnete sie sich für die Argumente des Vaters, der inzwischen glaubte, einen geeigneten Ehekandidaten für sie gefunden zu haben: den Spross einer Münchner Adelsfamilie, kultiviert und wohlhabend dazu. Nett, fand Elisabeth, als sie einander vorgestellt wurden. Natürlich nicht so schillernd, so fantasievoll, so brillant und galant wie der entschwundene Omar, aber immerhin. Und er war da, war präsent. Ihr Realitätssinn, über den sie trotz ihrer romantischen Sehnsüchte in hohem Maße verfügte, riet ihr zu dieser vom Vater arrangierten Verbindung. Aber was war mit Liebe? Sollte sie künftig ganz darauf verzichten?

Nächtelang wälzte sich Elisabeth schlaflos in ihrem Bett, das Für und Wider überdenkend. Quälte sich einerseits mit Selbstvorwürfen, nicht entschlossen genug an ihrer fernen Liebe festzuhalten. Malte sich andererseits schlimmste Szenarien aus, dass sie vielleicht ihr Leben lang vergeblich auf den erlösenden Antrag aus Afghanistan warten und schließlich als alte Jungfer sterben würde. Es geschah, was geschehen musste: Die ratlose junge Frau entschied sich für den bayerischen Adeligen und gab, wenngleich mit leichtem Zögern, die Zustimmung zur Verlobung. Fürs Erste jedenfalls, denn diese Mitteilung schickte sie nicht an ihren fernen Omar.

Sie besuchte München und war sichtlich beeindruckt. Nicht nur vom eleganten Lebensstil ihrer zukünftigen Schwiegerfamilie, sondern auch von der bohemehaften Atmosphäre der Stadt, die neben Berlin in jener Zeit ihresgleichen suchte. Allerdings sah sie auch die Kehrseite des schönen Scheins: die im Straßenbild nicht zu übersehende Armut, das hoffnungslose Heer der Arbeitslosen, die wachsende Schar der Unzufriedenen, die sich um

einen ehemaligen Weltkriegsgefreiten aus Österreich schar-
ten, der ihnen ein besseres Leben versprach.

Gemeinsam mit ihrem Verlobten besuchte Elisabeth eine Versammlung der aufstrebenden nationalsozialistischen Partei im Bürgerbräukeller, bei der hunderte begeisterter Anhänger dem neuen Volkstribun zujubelten. Hitler sprach von der Krise, von der deutschen Nation, vom Weltjudentum, das es zu bekämpfen galt. Nach dem Vortrag stürmten die meisten nach vorne, um dem Redner die Hand zu schütteln, darunter auch meine Großmutter. »Ich habe Hitler die Hand gegeben und ihm in die Augen geguckt«, schrieb Elisabeth nach Worms. »Ich werde nie mehr einen Juden anschauen.« Postwendend kam die Antwort. »Du bist wohl verrückt!«, schimpfte Hermann Wolff und beklagte, dass auch schon in seinem Freundeskreis solche Torheiten die Runde machten. Zudem erinnerte er seine Tochter daran, dass viele seiner guten Freunde Juden seien. Ob nun die väterliche Ermahnung tatsächlich der Auslöser war – Elisabeth zeigte fortan jedenfalls kein sonderliches Interesse mehr für die nationalsozialistische Bewegung.

Außerdem war sie damals mit den Gedanken sicherlich ganz woanders. Bei den Vorbereitungen für ihre bevorstehende Eheschließung etwa, bei Geschenke- und Gästelisten, wie es eine große Hochzeit mit sich brachte. Vielleicht saß sie auch nur stunden-, ja tagelang müßig da und hing trüben Gedanken an ihre verlorene Liebe nach, die sie nie wirklich begraben hatte. Tief in ihrem Herzen flackerte immer noch ein schwacher Hoffnungsschimmer, es könnte ein Brief von ihm kommen – eine Mitteilung, dass alles bereit sei für ihre Ankunft: die Formalitäten geregelt, ein Haus gekauft und eingerichtet.

Ihre romantischen Träume erhielten neue Nahrung, als ein leibhafter König aus Omars Heimat 1928 mit seiner Gemahlin in Berlin zu einem Staatsbesuch eintraf. Die Zeitungen überschlugen sich mit Berichten über den exotischen »Märchenkönig«, der in einer mit Orden übersäten, goldbetressten Uniform und mit turmhoher Federkrone auf dem Kopf auf einem Schimmel durch die Straßen der Hauptstadt ritt. Die Berliner, die lange schon keinen leibhaftigen Monarchen mehr zu Gesicht bekommen hatten, waren außer sich vor Begeisterung. Es wurden Gassenhauer gereimt mit Texten wie: »Das geht dich afghanischt an, das nehm ich mit nach Hause und Belutsch-es-dan.« Dass sein Gepäck, es sollen zweihundert Koffer gewesen sein, auf drei Lastwagen herangeschafft werden musste, erhöhte noch die Faszination. Elisabeth sog alle Nachrichten über die denkwürdigen Besucher gierig auf, betrachtete die Bilder von König Amanullah im Gehrock und seiner Königin Soraya in Abendkleid und Pelzmantel und sah sich durch diese Mischung von orientalischer Pracht und westlicher Eleganz einmal mehr in ihrer alten Sehnsucht nach dem geheimnisumwitterten Fernen und Exotischen bestätigt.

Und dann kam Omar wirklich. Schon als sein Brief eintraf, der seinen Besuch ankündigte, war alles andere vergessen. Offenbar hatte der junge Mann im fernen Herat gespürt, dass er etwas unternehmen musste, wenn er seine deutsche Liebe nicht aus den Augen verlieren wollte. Elisabeth konnte ihr Glück kaum fassen – ihm endlich wieder in die Augen zu sehen, seine Stimme zu hören, seine Nähe zu spüren. Schlagartig vergessen war der Münchner Verlobte, und niemand zählte mehr außer ihm, dem einen: Omar.

Kurzerhand sagte sie Ja, als er um ihre Hand bat, und versprach, ihm in das ferne Afghanistan zu folgen, sobald er

dort einen gemeinsamen Hausstand vorbereitet hatte – ein gewisses Maß an Sicherheit war ihr bei aller Abenteuerlust wichtig. Hermann Wolff erfuhr erst von Elisabeths Plänen, als der unerwünschte und ganz und gar nicht mehr eingeplante Schwiegersohn bereits wieder abgereist war. Er verstand die Welt nicht mehr. Jetzt, wo doch die Münchner Verheiratung bereits unter Dach und Fach war! Nie hätte er zu diesem Zeitpunkt mit einer solchen Entwicklung gerechnet. Er bat und flehte, schimpfte und tobte, redete ihr ins Gewissen, doch nichts half. Da entzog er der renitenten Tochter die finanzielle Unterstützung. Ohne Geld konnte sie das Land schließlich nicht verlassen.

Vater Wolff hatte seine Tochter gründlich unterschätzt, denn Elisabeth sollte einen Weg finden, auch wenn sie erneut einige Jahre warten musste.

Jahre des Wartens

Als Mohammad Omar nach einer beschwerlichen Reise mit Eisenbahn, Dampfschiff und auf der Pritsche offener Lastwagen wieder in seiner Heimat eintraf, war ihm klar, dass er handeln musste, wenn er die fremde deutsche Frau zu sich nach Afghanistan holen wollte – und dazu war er fest entschlossen. Die wichtigste Frage brannte ihm wie Feuer unter den Nägeln: Woher nur sollte er ein Haus für die Familie besorgen, die er mit Elisabeth gründen wollte? Seiner Verlobten gegenüber hatte er nicht durchblicken lassen, dass es finanziell um ihn nicht zum Besten stand. Omars Vater arbeitete als Schuldirektor und lebte gemeinsam mit seiner Frau in einem Häuschen auf einem kleinen Stückchen Land in Herat. Die Ersparnisse von Omars Eltern waren für die Erziehung und das Studium des Sohnes sowie dessen Reisen nach Europa draufgegangen.

Ursprünglich war die Familie, die zum paschtunischen Stamm der Alizei gehörte, durchaus wohlhabend gewesen. Doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte Emir Abdur Rahman Khan mit eiserner Hand unter den eigenmächtigen Khanen, den Stammesfürsten, aufgeräumt, um die verschiedenen Volksgruppen und Stämme besser kontrollieren zu können. Viele Betroffene verließen damals das Land. Omars Familie flüchtete ins indische Rawalpindi, bis der nächste Herrscher, der den Ausgleich mit den Stämmen suchte, den Geflohenen die Heimkehr ermöglichte, allerdings ohne ihnen ihre verlorenen Besitztümer in vollem Umfang zu-

rückzugeben. So kam Omar, der im Exil geboren wurde, als kleiner Junge in recht bescheidene Verhältnisse zurück.

Dennoch verfügte er über Beziehungen, die ihm jetzt weiterhelfen und ihm einen Posten in der staatlichen Verwaltung verschafften. Hilfreich waren nicht nur seine guten Sprachkenntnisse – sein Deutsch war hervorragend, sein Englisch immerhin passabel –, sondern auch seine Auslandserfahrungen, denn junge Männer wie ihn konnte man gebrauchen im Afghanistan des reformfreudigen Amanullah, dessen glanzvolles Auftreten in Berlin meine Großmutter so beeindruckt und ihr vielleicht zudem ein falsches Bild von der afghanischen Realität vermittelt hatte. Im Land selbst allerdings löste sein Auftritt alles andere als Begeisterung aus. Im Gegenteil: An der einjährigen Weltreise des Monarchen fand man mehr zu tadeln als zu loben. Nicht nur, dass seine Frau Soraya unverschleiert in Erscheinung getreten war – als geradezu skandalös betrachtete man ihr offenes Dekolleté. Und hinter vorgehaltener Hand munkelte man in den politischen Zirkeln Kabuls, Amanullah habe sogar Schweinefleisch gegessen und Alkohol getrunken.

Tatsache ist indes, dass dieser König, entsprechend seinem Selbstverständnis als aufgeklärter Monarch, sich für eine Trennung von Staat und Religion einsetzte – ein Vorhaben, das damals wie heute in Afghanistan zum Scheitern verurteilt sein musste. Das Maß für die konservativen, in strengen islamischen Traditionen verwurzelten Untertanen war voll, als er die Tschaderi, den Ganzkörperschleier, ebenso verbieten ließ wie die Polygamie und für seine Staatsbediensteten die traditionelle afghanische Männerkleidung abschaffte. Auch die Einführung der Schulpflicht für beide Geschlechter stieß auf keine Gegenliebe. Im ganzen Land brachen Revolten aus.

Amanullah, der sein Land so gerne in die Moderne geführt hätte, musste sich dem Druck von innen, sprich den mächtigen Khanen beugen, auch wenn einige, wie etwa die Familie meines Vaters, von der noch die Rede sein wird, sich an seine Seite stellten. Doch die Mehrheit im Land wollte es anders: Der Reformkönig wurde 1929 von seinem Thron geputscht, und ein ungebildeter Exsoldat aus einfachsten Verhältnissen namens Habibullah Kalakani, den man im Land geringschätzig nur den »Sohn des Wasserträgers« nannte, proklamierte sich zum neuen Herrscher – in Rückbesinnung auf die alten Traditionen zum »Emir von Afghanistan« und zum »Befehlshaber der Gläubigen«. Auch wenn er sich nicht lange halten konnte, genügte die Zeit, sämtliche Reformen seines Vorgängers vollständig zurückzunehmen, was für die Bevölkerung damals eine Rückkehr ins Mittelalter bedeutete: Frauen mussten wieder die Tschaderi tragen und wurden von der Bildung erneut ausgeschlossen, denn Habibullah ließ alle Mädchenschulen schließen. Aber auch er lebte gefährlich, und kein Jahr nach seiner Thronbesteigung wurde der Usurpator aus Kabul vertrieben. Nadir Khan, ein Verwandter und Gefolgsmann von Exkönig Amanullah, steuerte zwar erneut vorsichtig in die Gegenrichtung, um das Land gegenüber dem Westen zu öffnen, doch angesichts des ständigen Hin und Her blieb die politische Situation unklar, die Umsetzung der Reformpläne verlief stockend.

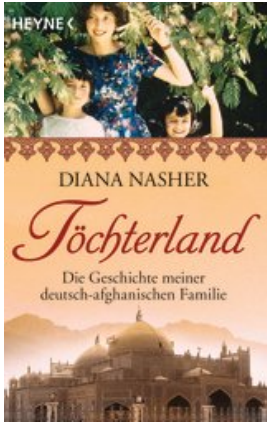
Auf Elisabeth wartete also ein in jeder Hinsicht zutiefst gespaltenes Land, das mit westlichen Lebensformen kaum etwas zu tun hatte – und mit ihren mädchenhaften Träumen vom Orient leider auch nur wenig. Doch bevor sie überhaupt anreisen konnte, irrte Omar noch immer zwischen der Haupt- und der Provinzstadt umher, um eine gut

bezahlte Arbeit und ein Haus für seine deutsche Verlobte in Kabul zu finden. Herat, das war ihm klar, wäre eindeutig zu abgeschieden für Elisabeths Ansprüche.

Jahre vergingen. Meine Großmutter war inzwischen sechsundzwanzig, nach damaligen Maßstäben also höchste Zeit, dass sie unter die Haube kam. Fand zumindest die Familie, die die Hoffnung auf einen Kandidaten nach ihrem Geschmack noch nicht aufgegeben hatte. Was aber dachte Elisabeth? Inzwischen kannte sie Omar seit sieben Jahren, drei davon war sie mit ihm verlobt, und nach wie vor lebten sie über tausende Kilometer getrennt auf verschiedenen Kontinenten. Und es gab keine Anzeichen, dass sich das so bald ändern würde. Trotz ihres Willens, an dieser Liebe festzuhalten, beschlichen sie erneut immer häufiger Zweifel.

Doch plötzlich geschah das Wunder: Aus Afghanistan traf ein Brief ein mit der erlösenden Nachricht, dass endlich alles geregelt sei. Omar schrieb, sie solle eine Schiffs-passage ins indische Bombay buchen, wo er sie abholen und mit ihr auf dem Landweg nach Kabul reisen werde. Sie müsse nur telegrafieren, wann und mit welchem Schiff sie dort ankommen könne, dann werde er zur Stelle sein und sich um alles Weitere kümmern.

Elisabeth war außer sich vor Freude und begann auf der Stelle, ihre Abreise zu planen. Ihr Vater war entsetzt, hatte er doch felsenfest daran geglaubt, dass diese afghanische Geschichte trotz des misslungenen Intermezzos mit der Münchner Verlobung irgendwann im Sande verlaufen werde. Hermann Wolff bot sogar den mit ihm befreundeten Wormser Polizeipräsidenten auf, der seine Autorität in die Waagschale warf und der jungen Frau die Gefährlichkeit dieser Reise in ein dermaßen unsicheres und rückständiges



Diana Nasher

Töchterland

Die Geschichte meiner deutsch-afghanischen Familie

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-64534-9

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2013

Drei starke Frauen zwischen Orient und Okzident

Drei Frauen, drei Generationen, drei Töchter: In einer Zeit, die von gesellschaftlichen Traditionen, strengen familiären Strukturen und großen politischen Umwälzungen geprägt ist, folgen Elisabeth, Mariam und Diana mutig und selbstbewusst ihren Träumen. Ihre Leben sind untrennbar verwoben mit der bewegten Geschichte Afghanistans und Deutschlands von den 20er-Jahren bis heute – zwei Kulturen, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten.



[Der Titel im Katalog](#)